

JUGEND

Preis 40 Pfennig

MÜNCHEN / 1938 / NR. 32
STADT DER DEUTSCHEN KUNST



Die Menschheit badet

Das Wort Baden ist heute ein weiter Begriff geworden. Es wird nicht mehr zur bloßen Bezeichnung einer Reinigung angewendet. Der Ausdruck „ins Bad fahren“ hat den ursprünglichen Sinn sogar schon soweit verwandelt, daß man dabei gar nicht mehr an Baden im Sinne einer körperlichen Reinigung denkt, sondern nur noch an eine Erholung. Heute gibt es eine Unmenge Arten von Baden, letzten Endes bleibt aber immer das Wasser der Hauptbadesstoff. Die ganze Menschheit badet, überall auf der Erde hat der Mensch das Bedürfnis, sich im Wasser zu reinigen, zu stärken und neue Lebenskraft zu holen. Schon der Ur-mensch dürste sich im Wasser Kühlung verschafft haben, beherrschte doch den Menschen besonders bei großer Hitze geradezu ein innerer Drang nach dem flüssigen Element.

Mit dem Fortschreiten der Kultur kam dann noch die Entwicklung des Bades-wesens nach der heilbringenden Seite hinzu, weiter das luxuriöse oder zum mindesten nach einem besonderen Schema angewandte Bad als Zeichen einer höheren Lebensführung. Schon die Römer hatten in dieser Beziehung einen Höchststand erreicht, der heute nicht mehr überboten werden kann. Gewissheit darüber geben uns die Ausgrabungen römischer Thermen. Zu beachten ist dabei, daß die alten Römer auch den größten Wert auf eine ästhetische und künstlerische Umgebung in ihren Badeanlagen legten. Auch kannten diese Alten schon die heilbringende Wirkung mancher Gewässer, wenn ihnen auch die heute alles schaffende Technik nicht zur Seite stand und eine größere Ausnützung ermöglichte.

Abgesehen vom Baden im bloßen Sinne von Abwaschen oder sich im Wasser bewegen, also Schwimmen, hat jedes Land seine besonderen Gewohnheiten. Im Sommer allerdings wird wohl überall das Baden in freien Gewässern gepflegt, es dient zur körperlichen Erfrischung und Erfrischung. Den Vorzug haben dabei Orte an der See oder in feinerer Umgebung. Gewaltigen Aufschwung hat in den letzten Jahren die Errichtung von Strandbädern genommen, wir finden sie in allen Ländern. Hierbei spielt das den Menschen innewohnende gesellige Element eine große Rolle, denn bei Massenbesuchen, wie sie amerikanische Seebäder oder selbst

das Berliner Freibad im Wannsee aufweisen, kann von einer Erfrischung wohl nicht mehr die Rede sein.

Die am wundervollsten eingerichteten Bäder, besonders Schwimmbäder, gibt es in den Vereinigten Staaten. Man hat z. B. in der Universität Harvard Schwimmbäder angelegt, deren Kosten sich auf 200 000 Dollars belaufen und die aus einem 20 Meter langen Bassin, einer Polobahn, einem besonderen Sprungbassin und einem Bassin für Anfänger bestehen. Die kleinste amerikanische Stadt hat ihr Schwimmbassin.

Außerst kultivierte Strandbäder finden

wir in Italien, denken wir bloß an den Lido in Venedig, aber auch die Schweiz macht in dieser Richtung jetzt große Fortschritte. Beweis das herrliche Lidoab in Lugano, das einzigartige Gebirgsstrandbad in Arosa. In den Freibädern der Südschweiz und am Mittelmeer kommt als wichtiges Element hinzu, daß die Wassertemperatur bis in den November hinein, manchmal sogar noch später, erträglich ist. Die Badeszeiten unserer Nord- und Ostseebäder sind dagegen sehr kurz, in manchen Jahren nur auf einige Wochen zusammengedrängt.

Kalte Temperaturen herrschen in den Freibädern der nördlichen Länder. Die Leute sind dort aber abgehärteter und empfinden die Kälte nicht so. In den nördlicheren Seen der finnischen Seenplatte dürfte die Tagestemperatur im Sommer selten über 15 Grad Celsius steigen. Dabei sind die Finnländer eines der badesfreudigsten Völker der Erde, ausgezeichnete Schwimmer und Springer. Man kann dort oben halbwilligste Anaben beobachten, wie sie schon von 10 und mehr Meter hohen Sprungtürmen ihre Künste ausführen.

Die trifft man in Finnland auch die „Sauna“, das heiße Dampfbad primitiver Art. In rohen Steinbüten befindet sich eine Treppe mit fünf bis sechs Stufen, ein offenes Feuer und eine Steinpfanne. In dem Feuer werden Ziegelsteine glühend gemacht und mit Wasser von Zeit zu Zeit übergossen. Der sich entwickelnde Dampf steigt hoch und füllt den ganzen Raum. Durch allmähliches Emporsteigen auf den Treppentufen gelangt man dann in die unter der Decke heißeste Temperatur, d. h. 65 bis 70 Grad Celsius. Wenn dann der Schweiß ausbricht, zieht man Atembeschwerden ein, stellt, ist es Zeit, herunterzusteigen. Auf dem Bauch auf der Pfanne liegend wird einem dann von einem Anecht die „Sige“, „ausgepeitscht“. Dazu dienen frische Weidenruten, die mit aller Gewalt auf den Körper geschlagen werden. Wäre der Körper nicht dermaßen erbt, könnte man die Schläge nicht aus-halten, so aber fühlt der Gepeitschte fast nichts, nur ein leichtes Kitzeln. Die Kitzeln sind immer an einem freien Gewässer errichtet, in das man dann nach der Gewaltprozedur zur völligen Abkühlung springt. Müde und schlapp macht diese Art des Badens, man schläft darnach viele



Ein guter Rat

(Zu unserem Titelbild)

Schon ist's schon so dazuliegen
Und den Urlaub zu genießen
Aug' in Aug' mit See und Bergen,
Dunklem Wald und grünen Wiesen.

Aber manchmal gib't es auch Regen,
Der dich kettet an das Haus,
Dann suchst du nach Unterhaltung
In der Langeweile Graus.

Hier ein Rat, daß du verbleibst stets
Jeden Urlaubstag in Wonne:
Nimm die „Jugend“ mit zur
Reise.

Dann hast du tagtäglich Sonne!

Bü.

Stunden, ist aber dann wie neugeboren. Allerdings gehört für die „Sauna“ ein paar's Herz.

Sehr heiß zu baden lieben die Japaner, ja sie halten das heiße Bad für das allein richtige. Unterstützt werden sie hierbei durch die zahlreichen heißen Quellen in ihrem Land. Man trifft dort Temperaturen, die ausreichen für einen Europäer auch nur für einige Sekunden ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Die Japaner betrachten das Bad in erster Linie als Heilfaktor, beachten dabei aber auch noch den religiösen Kitz. Das Wasser spielt ja überhaupt in der Religionslehre der ostasiatischen Völker eine große Rolle, ist das Reinigungs-element auch der Seele. Man denke nur an die Wälder des Ganges, der als heiliger Fluß gilt. Ein Bad in seinen Fluten bedeutet für den Gläubigen höchstes Erfüllen religiöser Versprechens.

Eine Verbindung von Strandbad und Gallenbad stellen die zahlreichen Thermalbäder der ungarischen Hauptstadt dar. Einzigartig sind die Badepaläste von Budapest, insbesondere das weltberühmte Gellért- und das Széchenyi-Bad. Hier sind die natürlichen warmen Quellen mit einem raffinierten Kurus verbunden, die sprachwörtliche Budapest Eleganz kommt hier am deutlichsten zum Ausdruck. Kein Wunder, daß die Stadt sich immer mehr zum Weltkurort entwickelt, Strandbäder mit heilbringendem Wasser sind immerhin eine Seltenheit.

In England hat man sehr viele Gallenbäder und Schwimmbädern. Die meisten Städte haben mehr als ein solches Bad. Eines der schönsten und größten Schwimmbädern befindet sich in Blackpool, das Bädern ist 70 Meter lang. Auch Sidney in Australien besitzt solch ein Riesebad. Merkwürdig an ihm ist, daß es mit dem offenen Meer in Verbindung steht und mit einem Schuttgitter gegen Gaisische versehen ist. In San Franzisko gibt es ein Schwimmbad, dessen Bädern 220 Meter lang ist und dessen Wasser direkt aus dem Ocean hereingepumpt wird. In dem

Eisdielenromantik – ade!

*Wenn's im Sommer ist sehr heiß
Lutscht der Mensch gern Sahneeis,
Teils an Himbeer, teils an Nuß,
Labt er sich mit Hochgenuß.
Aber auch das aus Vanille
Ist beliebt in der Eisdielen.*

*Mit dem Eisgenuß verbunden
Sind manchmal verliebte Stunden,
Denn ein Eis, der Maid gespendet,
Hat schon oft damit geendet,
Daß als Lohn für Himbeer-Nuß
Er bekam 'nen süßen Kuß.*

*Aber jetzt ist's bald vorbei
Mit der Art von Liebelei,
Denn in Berlin – hier sei's verraten –
Hat man jetzt Eisautomaten
Aufgestellt. Und ich seh' schon
Nah'n das End' für'n Eisallon.*

*Statt im Eckchen traut zu sitzen
Und beim Eis uns zu ergötzen
Sagt die Holde: „Lieber Frig,
Wirf 'nen Groschen in den Schlitz“,
Während wir spazieren geh'n. –
Wie war's anders doch so schön!*

Bü.

Bassin kursoriert sogar ein Motorboot für Rettungszwecke. Wundervoll ist das Pariser Schwimmbad Tourelles, von dessen Wasserfläche Terrassen emporsteigen, die für 30 000 Personen Platz bieten.

Unter Heilbäder versteht man bei uns die Benützung des heilbringenden Wassers in einem abgeschlossenen Raum, möglichst noch für jede Person allein. Es wird dadurch eine rein medizinische Angelegenheit daraus, das Wort Bad ist also schon nicht mehr am Platz. Reich ist unser Land an heilbringenden Wässern, denken wir nur an die vielen Sole-, Radium-, Schwefel- und Jodbäder, die über fast alle Gauen verstreut sind. In der Bezeichnung „Moorbad“ haben wir den deutlichsten Beweis für die gewandelte Bezeichnung des Wor-

tes Baden. Wer schon einmal ein Moorbad genommen hat, oder einen aus einem Moorbad Steigenden gesehen hat, der wird zugeben, daß ein derartiges Bad gerade das Gegenteil von Keinigen ist. Bis zum Hals heraus bedeckt eine schlammige, grünlich-schwarze Masse den Körper, zur Säuberung von diesem Schlamm bedarf es dann erst eines richtigen Wasserbades.

Das Wort Baden ist ja seiner ursprünglichen Beziehung zum Wasser schon soweit enttrübt, daß wir heute von einem Sonnenbad, ja von einem Luftbad oder Sandbad sprechen. Man kann also fast sagen: jede Verbindung unseres nackten Körpers mit einem erdstofflichen Element bezeichnen wir als Bad.

Idalbad ist und bleibt aber das Bad in der freien Natur, im stillen Binnenmeer oder im hochrauschenden Meer. Welch jauchzende, kindliche Freude an der Berührung mit dem Wasser steckt doch in dem Tun der Wellenreiter von Hawaii! Pfeilgeschwindigkeit schießen sie auf dem schaukelnden Brett über die brandenden Wogen, werden hochgeschleudert, stürzen in die Wassertäler, aufspritzt der Gischt und der Schaum der wogenden See. Das Wellenreiten wird jetzt überall in der Welt geübt, freilich, so schön wie am Palmstrand von Hawaii mit der besonders lang auslaufenden Wogenbrechung kann es nirgend sein.

Daß man sich überall und zu jeder Zeit ein erfrischendes Bad verschaffen kann, dafür sei als Beispiel eine Erfindung unserer Feiggrauen an der Front angeführt. Im Quartier, so vier bis fünf Kilometer hinter der Feuerlinie, wurde ein Pfahl errichtet, daran ein fast befestigt, das man mittels eines Strickes je nach Belieben zur Feige bringen konnte. War das fast mit Wasser gefüllt und stellte man sich darunter, hatte man das schönste Brausebad. Auch diese einfache Vorrichtung gehört zum Kapitel Baden, sie verschaffte manchem Krieger die lang vermisste und oft ersehnte Wohltat.

S. W. Birkmayer



S. Rehler

DER BRIEF...

Von Jörg Englisch

Unering ist ein kleines Dorf. Abgelegen von der großen Welt. Auch im Sommer verirrt sich selten einer aus der großen Stadt dahin. Die Leute in Unering kommen auch fast nie aus der Ortschaft heraus. Im Sommer haben sie keine Zeit, im Winter gefällt's ihnen dabei, hinterm Ofen, besser als auf der Landstraße, oder gar im Postauto, das von Markt Nisch, zwei Stunden ist es bis dahin, nach der Stadt fährt.

Um so merkwürdiger war es, daß gerade heute der Gallenwirt von Unering aus der Stadt einen Brief bekam, worin ein Posttrat anfragt: 1. Was in Unering in diesem Sommer ein Bett koste? 2. Wie es mit der Verpackung ründe? Zu 1. wäre ein Süßwasser erwünscht, zu 2. liebe der Posttrat zum Frühstück frische Butter, Eier, Marmelade und abwechselnd Tee, Kakao oder Kaffee mit Rahm! „In diesem Sommer!“ Als ob in Unering in einem anderen Sommer das Bett je schon was gekostet hätte! Die Stadtler können dumm fragen, in diesem Sommer!

Der Gallenwirt kam über das „in diesem Sommer“ nicht hinaus, obwohl seine Frau darüber zwar den Kopf schüttelte, aber sich weiter nicht aufregte.

Am Abend kam der Schluibauer, der Kaitan, der Senglschuster, der alte Höferer und der Herr Lehrer beim Gallenwirt zusammen. Die Gelegenheit, daß die fünf grad beinander waren, konnte sich der Wirt nicht entgehen lassen und las den Brief vor. Der Herr Lehrer, der sich scheinbar von dem Posttrat was besonderes erwartete, war der Ansicht, daß der Brief ganz in Ordnung wäre, und daß besagter Herr eben wissen wollte, was in diesem Sommer hier das Bett koste, weil er halt wahrscheinlich in diesem Sommer herkommen möchte! Anders meinte der Senglschuster. Der meinte, der Mann da aus der Stadt, der joppt uns bloß. Und der Schluibauer, der so lange im Krieg war, meinte, daß das was, was der Mann schreibe, gleich sei, der Wirt solle bloß nicht zu viel verlangen, sonst kommt der Mann nicht her. Die zwei andern, der Kaitan und der alte Höferer aber waren der Ansicht, man solle recht viel verlangen, damit der ja nicht komme, denn so gemütlich wie jetzt könnt man dann doch immer bekommen sein, so a schöner Tarock dieht doch nicht auseinandergerissen werden. Kommt da amal a Fremds dazwischen, das's Maul nicht halten kann, und nachher gibt ihm allort ein anderer recht, nachher kommt man auseinander, was gar it braucht!

Jetzt kam auch die Wirtin dazu. Die Wirtin vom Gallenwirt z' Unering, dies muß ihr der Neid lassen, war auch eine

Wirtin für ein größeres Geschäft, denn sie ist aus einem großen Haus raus und versteht etwas von allem. Drum meinte auch der Herr Lehrer gleich: „Da könnte sie einmal an einem würdigen Objekt ihre Kunst zeigen!“ Damit kam er aber beim Schluibauer an die falsche Adresse. Der glaubte das „Objekt“ auf sich gemünzt und fuhr den Herrn Lehrer gleich so an, daß es nicht nur dem Herrn Lehrer, sondern auch dem Kaitan einen Riß gab. Als sich der Schluibauer dann auch noch ganz energisch „den Objekt“ verbat und den Herrn Lehrer einen Siebenmalgscheiten nannte, hatte die Lage ihren Höhepunkt erreicht. Nun zeigte sich die Tüchtigkeit der Gallenwirtin von Unering. Der Schluibauer wollte schon aufstehen, und den Bierkrug ließ er gar nicht mehr aus der Hand, als die Wirtin ganz ruhig sagte, daß ja der Herr gar nicht Objekt heiße, sondern, wie sie es allen fünf hier schwarz auf weiß beweisen kann, und zwar an des Herrn Posttrats eigener Unterschrift, sich Georg Gangwieser schreibe...

Die Ruhe war wieder hergestellt. Man war sich einig, das heißt jeder tat wenigstens so, als wenn er der Ansicht des andern, in diesem Falle des Herrn Lehrers und des Schluibauers, wäre.

Dann wurde ausgemacht, daß man an den Herrn Posttrat Georg Gangwieser einen Brief schreibe, mit dem Bettpreis für diesen Sommer. Ihn auch ergebenst darauf aufmerksam mache, daß es mit dem Essen gut stünde, denn der Wirt habe noch über eine halbe Sau in der Sur, und auch Mehl, Eier und Butter sei zur gelegigen Verwendung vorhanden. Der Herr Lehrer wollte allerdings noch hinzufügen, daß man in der den Ort freiziehenden Uner eine schöne Gelegenheit zum Baden habe. Aber damit kam er beim Senglschuster an die Unrechten. „I wenn mir schon den landfremden Menschen ins Dorf lassen soll“, meint der, „so soll mir dieser sich doch it in mein's Fischwasser seine Füß einwaschen, denn die Uner hab ich, und kein anderer nicht, vom Grafen z' Surtach padt, sonst kann die Fisch freßen wer will, i it!“



BRUNO KEGEL

Aber die Uneringer Wirtin wußte auch da Bescheid. Sie meinte, man solle eben in dem Brief von dem Wasser nichts angeben. Und so wurde es gemacht. Der Herr Lehrer ließ es sich nicht nehmen und schrieb selbst den Brief. Er unterschrieb ihn auch und lobte den Wirt in jeder Beziehung. Die Wirtin klebte eigenhändig eine Briefmarke darauf und wollte ihn morgen, gleich in der früh, da sie sowieso nach Nisch mußte, dort in den Briefkasten werfen. Denn hier brauchte doch nicht jeder zu wissen, daß man an den Herrn Georg Gangwieser, Hochwohlgeboren, geschrieben habe. Sollte der Herr Posttrat wirklich herkommen, so würde ihn das vielleicht schmerzen. Und, daß der alte Postkranz! sein Maul nicht halten kann, dies weiß doch jeder!

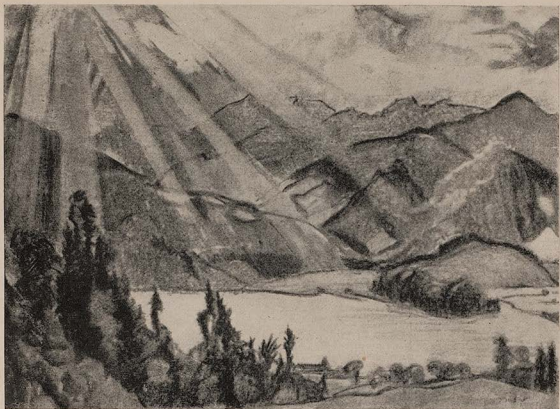
In diesem Abend hätte allerdings der Herr Lehrer, was sonst nie vorkommt, bald einen Kleinen sitzen gehabt und beim Kaitan war's auch schon weit. Aber nachdem die Sache so gut ausgegangen ist, ging jeder friedlich nach Hause.

Am andern Tag faß, schon um acht Uhr, der Senglschuster von Unering beim Kleinen Wirt in Nisch. Und bei ihm faß der Briefträger von Nisch, der dort auch den Briefkasten ausleeren muß. Der Briefträger hatt' schon die dritte Maß Bier, die alle drei der Senglschuster zahlt hat und war gar nicht schlecht aufglegt: „Ja, ja, man muß halt amal a Aug zudecken!“ Dumm isch nur, daß dies grad a Postrat sein muß, der Georg Gangwieser!“

In Nisch gibt es auch einen Großen Wirt. Es war schon um Mittag, als der Wirt Postbot zum Großen Wirt kam. Da trifft er den Kaitan und den alten Höferer, die ihn zum Niederhinken plagten. Der Postbot denkt an die drei Maß Bier vom Senglschuster und wirklich, die zwei zahlen ihm auch eine Maß um die andere. Aber heilig hat er es ihnen versprochen müssen, und er hat's um so lieber getan, als er gehört hat, um was es auch da geht... Iisch denn ganz Unering hinter dem Brief her?... Saudumm, daß dies grad a Postrat ist!

Wenn die Gallenwirtin von Unering immer nach Nisch geht, so spricht sie beim Großen Wirt zu. „Na, der Kaitan und der alte Höferer sind auch da! Zu dreit geht sich's doch unterhaltfamer heim!“ Warum aber die zwei alten Lumpen nicht sagen wollen, was für a Geschäft sie heut bis auf Nisch trieben hatt' Sie wir's schon noch rausbringen!

Als der Postbot von Nisch an diesem Tage den Briefkasten leerte, schaut er immer wieder die vier daraus entnom-



Aus Schliersee

E. T. Faber

Am Waldsee

Wie ein dunkles Kiefenauge liegt im Walde
Zwischen düst'rem Tann der stille See. —
Die Libelle surrt auf sonn'ger Halde;
Vertraut und spielend äßt im Gras das Reh. —
Der Himmel strahlt im märchenhaftem Blau
Und tiefster Friede liegt auf Flur und Au. —

Doch plötzlich stutzt und ängstlich äugt das Reh;
Und lauter surrt — wie grollend — die Libelle.
Und — gleichsam zürnend — kräuselt sich der See;
Und scheu entflieht das Reh in hurt'ger Schnelle! —
Was schreckt dich nur, daß du entfliehst: buß, buß;
Es küssen sich nur zwei im nahen Busch.

J. Fercher

menen Briefe an... Die Adressen stimmen, all's, was man braucht, steht drauf — aber keiner ist an den Postrat Georg Gangwieser adressiert. Und die drei hatten ihm doch das Bier nur deshalb zahlt, damit er den Brief verlieren soll. Dies war amal a billigs Bier, nur faudumm, daß sich das grad um an Postrat handelt. Der Konnt dann glei glauben, in Aich war a rechte Schlamperci, wenn der Brief nicht ankommt... er schaut die Adressen nochmal an... aber an den Postrat Georg Gangwieser war halt keine dabei...

In diesem Sommer hat kein Bett in Unering etwas gekostet. Ganz spät im Herbst fragt einmal der Herr Lehrer den Wirt, was denn mit dem Herrn Postrat worden ist? Es war halt doch amal was

anders gewesen! Der Wirt Konnt nur sagen, daß er auf denselbigen Brief gar kei Antwort bekommen hat, obwohl der Herr Lehrer so schön geschrieben hat... vom Baden hatt man halt was schreiben sollen... aber der Senglschuster mit seine fisch! Die Leut aus der Stadt wolln halt baden... Der Senglschuster, der natürlich auch dabei sitzt, sagt gar nix, er zwinkert bloß mit'm Aug... und der Kaitan schaut in d' Luft, denn der alt Soferer war inzwischen gestorben. Nur der Schlubauer redt... „3' teuer, 3' teuer seid's gewesen...“ Und die Wirtin war der Anschauung: Unering war halt doch zu ablegen, nach Aich kommen d' Leut noch, aber nach Unering... jetzt mußt sie geschwind nausgehn, denn es fiel ihr ein,

daß sie seinerzeit, als sie den Brief an den Herrn Postrat am gleichen Abend noch verbrannt hat, das Wapperl, das sie natürlich runterlöste, unter den großen Suppentopf, den sie nur für Hochzeit braucht, glegt hat, und morgen ist a so a Hochzeit...

Ja, die Gallenwirtin von Unering, das muß ihr der Teid lassen, die war auch a Wirtin für a größeres Geschäft, denn die ist aus einem großen Haus raus und versteht etwas von allem und nicht nur sie, auch der Senglschuster und der Kaitan, schad, daß der alt Soferer gestorben ist, waren zufrieden, denn jeder von den dreien dachte, daß nur durch ihn der Brief nicht ankam und so die Ruhe in Unering erhalten blieb...



Im Grünen

L. Kainer

Ferien mit Gisela

Von Erich Winter

In der Stadt ist der Himmel so groß wie ein Stoffrest, den man im Ausverkauf für ein paar Pfennige erpicht. Er spannt sich von Dach zu Dach, von Fabrikshornstein zu Fabrikshornstein. Hier draußen wölbt er sich wie eine blaue Schale über Wiesen und Wasser, groß und unermesslich weit, wie eben nur ein Himmel in der Ebene sein kann.

Alles wird winzig unter diesem Himmel: die Kirchen, die Röhre, die Pappeln und sogar der See, der immerhin so groß ist, daß er auf der Landkarte als blauer Punkt Erwähnung fand.

Abends stehen die Sterne über unserm Zelt. Die Wolkenvorhänge sind ganz weit zurückgezogen, so daß man erscheidet die Augen schließen kann vor dieser Unendlichkeit und Einsamkeit. —

Gestern Nacht habe ich Gisela davon erzählt, daß wir Menschen ewig einsam seien. Wir hätten die Liebe und den Alkohol erfunden und verjuchten blinden Auges über den Gletscher der Einsamkeit hinwegzutaumeln. Aber dann ständen wir plötzlich vor einer eisigen, bläulichen Wand und —

Da schluchzte Gisela, denn sie hat mich

lieb, und ich bin gut zu ihr wie zu keinem anderen Menschen. Ich wußte später gar nicht, was ich erzählt hatte, aber der Himmel war so groß, daß man schon die Wahrheit sagen mußte. —

Es war nicht recht von mir, so zu sprechen. Gisela muß heute abreisen. Morgen steht sie schon wieder hinter dem dunklen Kadentisch eines Manufakturwarengeschäftes in Gelsenkirchen. Ich kann noch bleiben.

Wenn wir beide zu Hause sind, wohnen wir weit voneinander. Gisela muß schon mächtig sparen, wenn sie von ihrem Klei-

nen Gehalt die lange Bahnfahrt ertrügen will. Woher sollte sie außerdem die Zeit nehmen?

Als wir in der vergangenen Woche im Boot saßen und mit weißen Segeln über den See trieben, meinte sie zwar, sie würde schon einen Ausweg finden. Das wäre ja lächerlich. Sie würde einfach krank werden.

Aber wenn Gisela wirklich kommen würde, wüßte ich gar nicht, was ich mit ihr anfangen sollte. Nein, es muß wirklich bei ein paar Briefen und bunten Postkarten bleiben. Die Zeit wird schon dafür sorgen, daß alles einschläft —

Legten Mittwoch dachte ich noch ganz anders. Da lag unser blankes Boot mit eingezogenen Segeln im Schilf. Es war nichts weiter um uns als blaues Wasser und das grüne Gitter des raumenden Schilfes. Über uns war die Sonne.

Da sprang Gisela ins Wasser.

Nacht. Sie handelte nicht ganz freiwillig. Ich drängte so sehr, und schließlich ließ sie es willenlos geschehen, daß ich die Träger des Schwimmanjages von ihren braunen Schultern streifte. Einen Augenblick lang stand sie groß und schön vor mir. Licht umfloss ihre Linien und blendete mich.

Nach einer Weile sprangte das Wasser. Tausend bunte Perlen sprühten hoch, und als sie auf den stillen Wasserpiegel fielen, lachte Giselas kleiner freudlicher Mund und rief:

„Komm — —“

Wir waren glücklich wie Kinder. Nichts anderes, denn alles war rein an diesem Tage und die Sonne lachte uns zu wie eine Mutter.

Spät abends segelten wir in unsere stille Nacht. Ich trug Gisela über den kleinen Fluß, weil sie Angst vor den Taschenkrebissen hatte, die über den moorigen Grund krochen.

Ich war so froh und stark an diesem Abend und glaubte mein Schicksal zu halten. Ich drängte und stürmte und ließ nicht eher Ruhe, bis Giselas blonder Kopf neben mir im Zelt lag.

Anfangs weinte sie.

Wir horchten auf den Glockenschlag der fernen Dorfkirche. Manchmal trieb der Wind auch die Klänge eines Sonntagsanges über die gelben Ähren. Selten buppte ein Auto von der Chaussee —

Dann war nur noch unser Atem da.

Es graute wohl schon, als Gisela von ihrer Mutter sprach. Es fiel nur dies eine Wort in die Stille. Aber es plumpste wie ein Stein bis auf einen tiefen Grund.

Da wurde ich gut, wie ich es noch in keiner Weise war, und ich drückte eine kleine lebende Hand neben mir.

Sagen konnte ich nichts.

Dann kamen Tage, die gewaltig und zeitlos vor uns lagen. In der letzten

Nacht fiel mich die Einsamkeit an, und ich sprach Worte, deren Sinn ich jetzt nicht mehr begreifen kann.

Vor einer Stunde habe ich Gisela nämlich zur Bahn gebracht. Das kleine, blonde Mädchen war tapfer. Nicht einmal der Stationsvorsteher, der doch in seiner langen Dienstzeit viele Tränen gesehen hat, merkte etwas.

Der Zug kam. Jemand winkte am Fenster. Jemand sagte: „Schreib mal.“ Dann sah mich der Schienenstrang kalt und nüchtern an. Die Gleise waren leer. Ich konnte das nicht begreifen.

Jetzt steht wieder die Weite über meinem Zelt. Durch die Stunden sickert die Einsamkeit wie Eiswasser. Oft schüttelte ich mich trotz der vielen Wolldecken —

Und tastete manchmal zur Seite. Und suchte eine kleine, warme Hand. Ich weiß, daß Gisela vor neun Stunden von der kleinen Station abfuhr. Ich weiß, daß ein blonder Kopf am offenen Fenster war und ein Taschentuch winkte. Eigentlich

winkte die ganze kleine Gestalt, die Augen, der Mund, alles winkte —

Ich weiß ganz genau, daß Gisela zu Hause bei ihrer Mutter ist, aber ich suche immer wieder nach ihrer Hand.

Der Platz ist leer.

Ein paar Briefe und ein paar Postkarten —

Gabe ich das vorhin nicht gesagt?

In diesen Morgenstunden aber, da der kleine Wald hinter meinem Zelt zu leben beginnt und schneeweiße Gänge über die grüne Wiese marschieren, schreibe ich schon den ersten Brief.

Ich schreibe darin mit voller Überlegung, daß ich den Rest meiner Ferien in Gelsenkirchen verbringen werde. Ich fürchte mich zwar vor den qualmenden Kaminen und den dunklen Gängen, aber ich suche nach einer kleinen Hand —

Ich möchte auch Giselas Mutter kennenlernen. Ich kann der weißhaarigen Frau offen in die Augen blicken, denn ich bin jung und stark.

Und Gisela soll es gut bei mir haben.



Flut

Otto A. Hirth



Sorgen

Druxelius

„Jetzt sind wir schon drei Wochen hier und noch keiner hat angebissen.“
„Ja, ja, schlechte Wochen, die Fischer klagen auch.“

Fürs Leben verhaftet

(Ein Ferienerebnis)

Es hat schon seine Richtigkeit, wenn man sagt: wer eine Reise tut, der kann etwas erleben. Lustiges, Trauriges, Erhebendes, gute Bekanntschaften, böse Bekanntschaften — oh, es gibt so viele Möglichkeiten, die einem auf einer Reise in die Quere kommen können.

Das große, geheimnisvolle Abenteuer war es gerade nicht, das Alwine Keutlingen auf ihrer Ferienreise erlebte, aber immerhin war das Erlebnis eindrucksvoll genug, um ihr fürs ganze Leben unvergesslich zu bleiben.

Die letzten Jahre hatte Alwine ihre Sommerferien stets in den Bergen verbracht. Dieses Jahr wollte sie einen Szenewechsel vornehmen und sie entschied sich für einen Badeort an der Ostsee. Gewohnt, alles richtig vorzubereiten, hatte sie sich schon Wochen vor dem Reiseantritt in Unterkommen in einer Pension gesichert, hatte der Vermieterin geschrieben, daß sie besonders Wert auf ein freundliches Zimmer mit Ausblick auf die See lege. Sie erhielt auch umgehend von der Pensionsinhaberin die Zusicherung, daß ein Zimmer mit den gewünschten Vorzügen reserviert würde.

Im festen Glauben, alles nach Wunsch vorzufinden, hatte Alwine dann ihre

Reise angetreten. Aber, o weh! — bei der Ankunft in dem Badeort erlebte sie eine große Enttäuschung. Das Zimmer war düster, dürftig möbliert, die Fenster gingen auf einen kahlen Hof — alles genau das Gegenteil von dem, was sie erwartete.

Alwine war sehr ungehalten. „Nein, das Zimmer nehme ich auf keinen Fall“, erklärte sie der Vermieterin. „Wenn Sie kein anderes haben, tut es mir leid. Ich muß mich dann anderweitig umsehen.“

Damit war aber die Vermieterin nicht einverstanden. „Es ist das einzige Zimmer, das frei ist“, sagte sie unfreundlich. „Sie haben es gemietet. Hier ist auch Ihr Brief. Wenn Sie nicht einziehen wollen — nun, es ist Ihre Sache. Jedenfalls müssen Sie für das Zimmer bezahlen.“

Daran dachte Alwine nun ganz und gar nicht. Böse Worte flogen hin und her, es gab einen unschönen Auftritt und die Vermieterin rief nach der Polizei.

Ein Schutzmann erschien, hörte das Geschehen an und entschied: „Los, fräulein, kommen Sie mit zur Wache.“

Alwine war entsetzt. Was — man wollte sie einsperren! Und für etwas, wo sie sich ganz im Recht fühlte. Womöglich konnte sie die ganzen Ferien im Gefäng-

nis verbringen. Schrecklich! Alwine war sehr unglücklich, als sie an der Seite des Schutzmannes über die Seepromenade schritt.

Vor einem Häuschen mit vielen Blumen an den Fenstern machte der Hüter des Gesetzes halt.

Alwine sah ihn mit nassen Augen an. „Ist hier das — das — Gericht?“ stotterte sie heraus.

Der Schutzmann lächelte verhöhlen. Er wich der Frage aus und sagte nur kurz: „Hier hinein!“

In einem freundlichen Vorraum stand dann Alwine einige Minuten allein. Verwundert blickte sie um sich. So häuslich sah alles aus hier, es roch nach frischer Wäsche und Lindenblüten. Nein — so hatte sie sich eine Polizeiwache nicht vorgestellt.

Aus einer Tür trat jetzt eine ältere Frau und lächelte ihr freundlich zu. „Kommen Sie hier herein, fräulein“, forderte sie die Verschüchterte auf und zeigte nach einer Tür.

Zögernd schritt Alwine über die Schwelle. „Oh“ — entfuhr es ihr, als sie in dem Raum stand. Das Zimmerchen war aber auch zu reizend. Alles in Weiß, Tisch, Stühle, ein Käftchen, das Bett in der Ecke und auch die Gardinen an den Fenstern. Ja, und die Fenster gewährten einen freien Blick auf das weite, weite Meer dort draußen.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte jetzt die Matrone.

Alwine wußte nichts zu sagen, sie war vollkommen verblüfft. Wollte man sie hier gefangensetzen, ging es ihr durch den Kopf.

Ihr Begleiter, der Schutzmann, trat jetzt ins Zimmer. Er lächelte übers ganze Gesicht und half endlich durch seine Worte Alwine aus allen Irrtümern. „Sie wollten doch ein freundliches Zimmer mit Blick aufs Wasser? Hier haben Sie alles. Diese gute Frau hier ist meine Mutter und das Häuschen gehört uns. Das Zimmer ist frei — Sie können sofort einziehen. Und sind Sie mir bitte nicht böse über meine Einführung. Aber auf diese Weise kamen wir am schnellsten von der Pension Elmira weg.“

Diesmal blieb Alwine sogar das neuerliche „Oh“ vor Verwundern im Hals stecken. Nur ein dankbarer Blick traf den „bösen“ Polizisten und ein herzlicher Händedruck versicherte diesem, daß er an die Dankbarkeit seiner „Verhafteten“ glauben möge. —

Das war Alwinens Ferienerebnis. Die Geschichte bekam aber doch noch ein behördliches Nachspiel — — — auf dem Standesamt. Zwei Monate nach Beendigung von Alwinens Ferientagen konnte man im Gemeindefunkbüro des Badeorts lesen: Die Ehe wollen eingeben der Oberwachmeister Gelmut Karsten mit Alwine Keutlingen ...

br.

Auf der Akropolis

Von Sofie von Uhde

Erfüllte Stunde! Nun endlich gehe ich den erkohnten Weg, den mir das Leben bisher vorenthalten hat: hinaus die Aeolosstraße, an den kleinen Wallfahrerbuden mit den silbernen Heiligenbildern vorbei, vorbei am Turm der Winde und an der Stoa des Gadias; und nun steigt man hinauf zur Akropolis!

Man steigt mit einem Herzklopfen, das nichts mit der Steilheit des Weges zu tun hat; irgendwie ist dies einer der Höhepunkte des Lebens, diesen Weg zu gehen, diese Pilgerstraße aller Völker, den Boden zu betreten, auf dem jeder Stein von strahlender Vergangenheit leuchtet. Und man kostet die Minuten, während man die Marmorstufen erklimmt zu den Propyläen.

Über Trommeln gestürzte Säulen, über die edlen Reste zertrümmerte Kapitale hinweg erhebt man den Parthenontempel.

Ich schreie — und nun werden die Verehrer der Antike mich steinigen — ich glaube, daß dieser Tempel, als er noch unverfehrt stand und aus der Cella das Werk des Phidias, die elisenbeinene Athene, leuchtete, das Herz vor kalter Bewunderung erstarren ließ. Zu viel der Harmonie, zu viel der Vollkommenheit! Aber nun, da das reine Weiß des pentelischen Marmors von den Jahrtausenden gebräunt und verwittert ist, nun die Reste der herrlichen Säulen, mit den letzten göttlichen Trümmern des Giebelsfeldes gelichtet und unregelmäßig vor den gewaltigen Linien der attischen Berge und Bläue des myrthenhaften Meeres stehen, nun stürzt die Schönheit dieses Anblickes lebendig über einen her.

Der Himmel gebe, daß die Arbeiten zum Wiederaufbau, die im Gange sind, eines Tages wieder einschlafen; was man am Niketempel und am Erechtheion gesündigt hat, das genügt schon. Stört doch die schöne Ruhe dieses toten Marmors nicht mit knalligen, weißen Ersatzstücken!

Zingestreckt zwischen die edlen Trümmer in der großen Stille dieser jungen Morgenstunde, die die tiefen Schluchten der attischen Berge erhellte und in der ferne den Glanz des ägäischen Meeres aufblitzen läßt, wandert man zurück durch die Zeit in das alte, strahlende Hellas.

Bis der Tag vorrückt und die übliche, baedekerbewaffnete Völkerwanderung die Abgeschlossenheit der Stunde zerstreut. flucht tut not.

So klettert man denn hinunter zum alten Theater des Dionysos. Hier herrscht sonnenunempfindliche Einsamkeit; Bienen summen über den kleinen Blüten, die zwischen dem geborstenen Marmor der Sitzreihen wuchern und über dem herrlichen Fries der alten Bühne. Hier also hatten zu den Zeiten des Lykurg die Tausende den Priestern gelauscht, die spielten, tanzten und sangen und, geschützt von der Redefreiheit des Theaters, den Bürgern Athens und den Herrn Beleggen einiges anhängten. Und der laufende Oberpriester des Bacchus hat gelächelt.

Herrlich ist diese ruhende Stunde über der leuchtenden Landschaft, in dem köstlich geschwungenen Kalbrund des marmornen Sessels! Denn natürlich hat man sich den Thron des Dionysosoberpriesters ausgesucht für diese Siesta, obgleich der edle Kaltentwurf der Antike immerhin besser in diesen Marmorsessel paßte als ein Sportanzug und englische Gollschuhe! Man fühlt sich nicht so ganz am Plage hier; aber drunten im modernen Athen wird man sein Selbstbewußtsein schon wieder finden. —

Mein Hotel muß wahnsinnig vornehm sein, nach den vielen Herren im guttischen den Straßenanzug zu schließen, die mich in der Halle empfangen. Sie sind alle schwarz, gestikulieren sehr lebhaft und haben anscheinend irgendwelche höheren und geheimen Missionen zu erfüllen.

Später entpuppen sie sich als Liftboys, Kellner und Portiers.

Einer von ihnen, mit in die Taille geschnittenem Rock und prachtvoll matierten Schultern, schreitet mir gemessen voran und schmet mit Würde die Türe eines Gemaches, in dem ich sofort einen Kiesenstuck auf der Bettdecke und ein Loch in der Walschüssel gewahre. Aber die große Vornehmheit des amtierenden Herren verbietet, dies zu bereden und ich mache ihm eine kleine Verbeugung, als er sich zurückzieht.

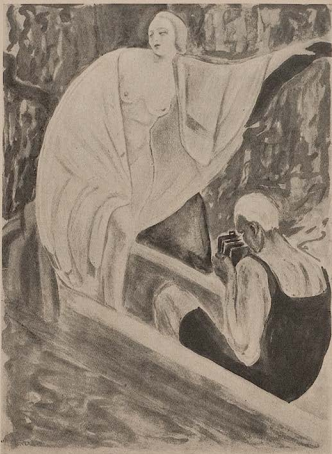
Da ich mir ein Bad bestelle, kommt er wieder und geleitet mich mit der zurückhaltenden Grandezza eines Oberzeremonienmeisters zu einer alten Blechwanne, über der ein gesprungriger Spiegel hängt, auch kann man nicht sagen, daß das Ganze sauber sei; aber die herrlich matierten Schultern verpflichten und ich verbeuge mich zum zweitenmal.

Welch ein Leben in den Straßen! Aber ich schaue vergeblich nach den alten Volkstrachten der griechischen Landschaften aus; nur die Soldaten tragen sie noch und betören in schön gefalteten Ballettröcken und großen Pompons auf den Schuhen die hellenischen Mädchen.

Zu jeder Tageszeit sind die Cafés gefüllt. Vor den kleinen Restaurants der Vorstädte hängen Lämmer und halbe Schweine, um zu zeigen, wie gut das hier verwendete Fleisch ist; und unter diesen blutigen Reklamen speisen mit gutem Appetit die Gäste.

Auf dem Markt herrscht unbeschreibliches Gedränge und eine verwirrende Fülle von Waren: Berge von Gemüse und Früchten neben den schwarzlichen Armen der Tintenfische und neben langen Tischen, die mit nichts anderem, als den Füßen der Lämmer und Ziegen bedeckt sind; man hält sich besser an die Gemüse!





Die höhere Mission

R. Rosi

„Es macht nichts, Lilly, wenn jemand kommt, wir haben ja den Apparat dabei.“

Unter lebhafter Zeichensprache kaufe ich mir mein Mahl: Oliven aus der argolischen Ebene, König vom Berge Symmetos und die köstlichen, dunklen Trauben von Korinth. Und dazu roten Keimatowein, der mit dem Saft der peloponnesischen Bergkiefern vermischt ist — kann man edler speisen, und das im Dezember!

Hinein in die flutenden Straßen! Da begegnen sich alte und neue Zeit; mit wahrhaft antiker Ruhe steht unter dem Torbogen neben den parkenden Autos ein Mann im Ziegenfell und bläst die Pansflöte! An den Straßen stehen kleine Postamente mit Heiligenbildern darauf und einem Geldeinwurf darunter. Mit diesen Bildsäulen hat die Kirche lange Zeit einen schwunghaften Handel getrieben und hat sie für hohe Summen an Spekulanten vermiezt unter Überlassung der darin enthaltenen Opfergaben. Aber nun will sie keiner mehr haben, nun wird nichts Rechtes mehr hineingeworfen und

auch das wird nachts wieder herausgestohlen, kein gutes Geschäft mehr.

Da florieren die kleinen Banken der Wechsel schon besser und die Spesen sind gering: ein Tischchen mit einem Glaskasten darauf, ein paar Valuten darin, ein paar alte albanische Dolche daneben und das Ganze mitten auf die Straße gestellt. Dazwischen trippeln alte Mütterchen herum mit langen Holzstangen, an denen die Viertel- und Achtellose der Staatslotterie stecken und natürlich ist das große Los darunter!

Eine köstliche Stadt! Während man seinen Tee trinkt, schaut man hinüber zum Tempel des großen Zeus, dessen letzte Säulen gewaltig gegen den lichten Himmel stehen. Wo bekommt man solches als Beigabe zu seinen Sandwiches? Man kann sich in die Antike verlieren nach Herzenslust! Nur daß statt dem in Waffen strahlenden Achill ein fetter Bürger neben einem sitzt und die Äugeln einer Vern-

seinkette zwischen den Fingern dreht, um die Zeit totzuschlagen. Eine lichte und lebendige Stadt! Wie schön sind die breiten, grünen Straßen am Verfassungsplatz und all die alten Wipfel der herrlichen Gärten! Allerdings, die Löcher in diesen schönen Straßen und die mancherlei Vernachlässigungen freuen den Wanderer nicht, aber was will dies schon besagen, wenn man im Lande des Homer und des Plato wandelt! Und hier findet man auch endlich den Weg zur antiken Kunst: nicht vor dem göttlichen Hermes von Andros, der viel zu vollkommen schon ist, aber vor den hinführend bewegten Tiertorjos und vor den kleinen archaischen Frauenstatuen, die so voll aller unlogischen Annuit des Lebens sind.

Panta rhei — alles fließt, auch diese blauen Tage verfließen. Schon führt mich ein Zug an bilhaft und ihren langen Stab gelehten Girten und olivenfahrenden Frauen und schwarzen Ziegen vorüber, entlang der Straße von Korinth mit ihren geschichtlichen Künften — hier flirrte die Schlacht von Salamis, hier starren die Trümmer des alten Eleusis — hinüber über den Kanal von Korinth, dem Parnass entgegen.

Liebe Jugend!

Ich spazierte durch belebte Parkwege. Da kommt mir ein junges, strahlendes Ehepaar entgegen. Sie schiebt einen Kinderwagen, einen neuen, noch sehr ladeneuen Kinderwagen. Man erkennt es schon von weitem, daß der Wagen sehr neu ist, denn an der Kopfseite prangt noch ein grellroter Papierstreifen mit einem Reklameaufdruck. Näherkommend, kann ich den Aufdruck lesen: „Unsere Spitzenleistung! Das Beste, was wir zu bieten haben!“ Ich lese, lächle und schaue um mich. Überall lächelnde Mienen, schmunzelnde Gesichter, die sich nach dem Inhalt und den Erzeugern dieses Inhaltes umdrehen und anerkennend nicken. Und immer strahlender werden die Augen der glücklichen Eltern.

3.

Aus einer Prüfung

Professor (zum Kandidaten): „Und wie finden Sie den Sonnendurchmesser?“
Kandidat: „Ganz unglaublich, Herr Professor.“

Amerikanisches

Die Trauung fand — auf Wunsch der Frau zeitgemäß — im Flugzeug statt. Der junge Ehemann, etwas ängstlich, fühlte sich nach glücklicher Landung gedrängt, dem Piloten für die sichere Führung der Maschine zu danken, die ihn „hoch über den Wolken“, wie er sich ausdrückte, in sein Glück geführt habe. — Darauf der Pilot beiseite: „Oh, mein Herr, keine Ursache! Ich tat nur meine Pflicht! Im übrigen werden Sie noch zeitig genug aus den Wolken fallen.“

iger

Was ist „—pensch—“?

Auch eine Badereise-Erinnerung

von J. Fercher

Wir sprachen von Sünden.

Gaben Sie schon mal einen Dackel gehabt? Nein? Dann — „danke Gott und sei zufrieden!“ — Ich habe einen. — Lassen Sie sich eine Geschichte erzählen. — Meine Frau war im Bad. An der Nordsee. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief. Im Begriff, diesen zu lesen, klingelte's. Ich gehe öffnen. Nach etwa fünfzehn Minuten komme ich zurück, um den Brief zu lesen. Er war nicht mehr da. Da hörte ich unterm Sofa ein Geräusch. Alia, richtig, mein Dackel! Der Wind muß durch das offene Fenster den Brief heruntergeblasen haben. Ich erwische noch ein paar winzige Feten und versuche, den Brief zu rekonstruieren. Vergebens! Nur etwas schien mir klar zu sein. Ich sollte meiner Frau irgend etwas besorgen, das etwas mit der Zahl 42 zu tun hatte, „orange-farben“ sein sollte und das irgendwie mit der Silbe „— pensch —“ in irgendeinem Zusammenhang zu stehen schien. Was ist „— pensch —“? Da es war für mich die Frage. Alles andere verbläute vor der Wut dieses Käpfels! Drei Tage und drei Nächte kann ich nach. Dann gab ich es auf! „Natürlich!“ konnte es sich bei meiner Frau — bei meiner Frau — nur um irgend etwas handeln zum Anziehen. Ich zog also aufs Geratewohl los und ging auf die Suche. Ich kann Ihnen sagen, es war greulich! Zuerst versuchte ich mein Glück in einem Geschäft für „feine Damenwäsche“. „42“ war wohl die Größe — konnte also stimmen. Der Verkäuferin flaggte ich mein Leid. Sie wußte keinen Rat, beriet sich mit ihren Kolleginnen; keine wußte etwas mit „— pensch —“. Der Abteilungschef wurde zitiert. Auch er wußte keinen Rat. Er rief den Inhaber des Geschäftes an: „Kennen Sie aus der Damenbekleidungsbranche irgendeinen Artikel, der die Silbe „— pensch —“ enthält? Wie bitte? Ich soll Sie nicht veralbern! Aber so hören Sie doch! Lassen Sie sich doch erklären — —“ Peng: flog der Hörer auf die Gabel. Ich ergreife die Flucht und hinter mir hub ein Geschnatter an, als ob abermals ein Kapitäl zu retten sei. Dann stand ich auf der Straße und atmete — gleich einem indischen Yogi — tief auf. Dann ging's weiter. Dieser erste Mißerfolg durfte mich nicht entmutigen. Ich versuchte mein Glück bei der Konfektion, im Pelzgeschäft, überhaupt in allen Geschäften, die irgendwie mit der Beschaffung der heute so teuren Feigenblätter für unsere geliebten Eas's auch nur in ganz losem Zusammenhang standen: die Szenen, die

sich abspielten, waren alle so ziemlich gleich. Mehrmals konnte ich bemerken, wie man sich hinter meinem Rücken an die Stien deutete. Im Pelzgeschäft: „Ich bitte Sie, einen orange-farbenen Pelz!“ Im Schubgeschäft (ich war schon nicht mehr Herr meiner Sinne; sonst hätte ich gewußt, daß hier die Nummer niemals stimmen kann!): „Wie bitte? — Damen-schube Nr. 42? Mit einem absonderlichen Namen? Mit der Silbe „— pensch —“? Und orange-farben? Mein Herr, ich glaube —“ Ich hörte nicht mehr, was er zu glauben vorgab. Schon war ich draußen, heischlos, Schluß zu machen mit der ganzen Sucherei und ging, müde und völlig erschlagen, nach Hause. Da fand ich eine Karte meiner Frau: „... hoffentlich erreicht Dich diese Nachricht noch rechtzeitig. Ich habe hier nun doch noch einen gefunden. Er ist zwar größer im Durchmesser als 42 cm; auch die Farbe ist etwas anders, aber alles in allem doch ein entzückender Lampenschirm“. — „Ich las nicht mehr weiter! Nun hatte ich's. Also: einen Lam — pensch — — iew! —“ Meiner Frau erzählte ich natürlich die Geschichte, als sie sonnen-gebräunt und salzwasserduftend zurückkam. Seit der Zeit ruft sie unseren Hund stets „Pensch“. Und das Vieh scheint eine diebische Freude daran zu haben, wenn ich mich über diesen feinen neuen Namen, an den es sich überraschend schnell gewöhnt hat, ärgere.

Liebe Jugend!

Eine Mutter erzählt von der Erkrankung ihres Sohnes. Alle Einzelheiten vom Beginn und Verlauf berichtet sie. Ein anwesender Arzt, der an Hand des Berichtes die Ursache zu erkennen glaubt, fragt: „Hat sich denn Ihr Sohn von der Erkrankung nicht beklagt über Darmträgheit und Stuhlbeschwerden?“ Darauf entrüstet und stammelnd rot die „Dame“: „Aber, Herr Doktor, wie können Sie mich so etwas fragen! Meine Kinder sind alle erwachsen; Da spricht man über so etwas doch nicht mehr!“

*

Abendstimmung am heimischen Waldrand. Im Grase lang hingestreckt der Afrikaner und dessen Braut.

„Wie spät mag es sein, Liebster?“ flüstert sie.

Er prüft den Stand der Sonne; lauscht kurz auf die Laute der Natur.

„Gegen acht Uhr“, ist die Antwort.

Sie (zinnend): „Diese Zeitbestimmung nach den Zeichen der Natur in der Wildnis ist wohl schwer erlebnisbar.“

Er (leichtbittig): „Man lernt es bald; der Stand der Sonne oder der Sterne, das Verhalten der Tiere der Wildnis, der Gräser und Blumen, sie alle geben dem aufmerkamen Beobachter untrüglige Zeichen für Zeitbestimmung, und außerdem — trage ich stets eine zuverlässige Uhr bei mir.“



Draxelius

Der Spießher an der See

...und teilen Sie mir endlich tieher mit, wann Sie mir die 500 Stück Limburger Käse liefern. Glauben Sie denn, daß ich zur Erholung hier bin?“

Der Münchner „Taridirigent“ am H.B.



H.B. hat hier nichts mit Hofbräuhaus zu tun. Es ist die Abkürzung für Hauptbahnhof, die ich mir in diesem Artikel zeilenschildernde leisten. Zugleich erwerbe ich von der Verlagsseite das Lob, kein Zeilenschilder zu sein.

Zu Tausenden kommen jetzt Fremde in unser schönes München, den Kopf voll aufnahmefähig für die Sehenswürdigkeiten. Sie wollen sich auf sie stützen, unermüdet, tagelang. Nur nichts auslassen, nur nichts veräumen, das ist die Lösung.

Manche sind aber auch nur für Stunden hier. Da heißt es die Zeit einteilen, damit man möglichst viel zu sehen bekommt. Vor allem interessieren die neuen Bauten, die Denkmäler der Bewegung und in zweiter Linie kommt dann das Urmühsamerische dran, das Hofbräuhaus, Glockenspiel und wenn die Zeit langt, der Besuch eines Bierkellers.

Für diese Eiligen gibt es die praktische Einrichtung der Fremdenrundfahrten in Omnibussen. Eine Fahrt damit vermittelt München Sehenswürdigkeiten im Verlauf einer Stunde in kondensierter Form. Dann aber stehen auch die Autotaxis im Dienst des Fremdenverkehrs. Kommt der Fremde am H.B. an, so empfängt ihn am Bahnhofsausgang ein Meer von Taxis. Göluch der Reihe nach führt eines ums andere vor und ladet seine Personenfracht.

Um diese Abfertigung reibungslos und ohne Aufregung und Schreierei zu vollziehen, bedarf es eines Mannes, der alle Fäden in der Hand hat und die Organisation leitet. Dieser Mann ist der von mir benannte „Taridirigent“.

Der Mann — Max Schuller heißt er — kennt seine Fremden-Pappenheimer. Sein

Standort befindet sich am Hauptausgang und mit kundigem Blick erfasst er die Ankömmlinge, die für eine Botschaft reif erscheinen. Er hat sich einen Spruch eingelernt, der in kürzester Form dem Fremden alle Vorteile einer Tarifahrt durch München schildert.

„Sie betreten doch auch die A.d.F.-Umlauber.“

„Die ganz besonders. Es sind täglich Dutzende von Wagen dafür eingesetzt. Hier können Sie erst lernen, was Begeisterung ist. Wenn man diese Leute hört, dann erfährt man erst selbst, wie schön München ist. Man muß — und das ist kein Schmus von mir — ein Prediger dieser Schönheitswerte werden.“

So wohlgeleitet spricht Herr Schuller und ich freue mich, daß hier der rechte Mann am rechten Platz ist. Ich glaube auch München zu kennen, aber so wie dieser Taridirigent habe ich es doch nicht intuitiv.

Zwischen unserer Rede fertigt mein Gewährsmann immer wieder Taxis ab. Eben drängen die ankommenden Reisenden packweise aus dem Ausgang. Es scheint ein Fernzug eingelaufen zu sein. Herr Schuller ist ganz in seinem Element. Er schwingt seine Prospekte in der Luft und ruft: „Taxi gefällig zur Stadtrandfahrt!“ Man mußte nun meinen, daß ein Ankommender zuerst wichtigere Dinge zu tun hätte. Aber, siehe da, schon entwickelt sich das Geschäft. Und da bin ich ganz beschämt, daß es Leute gibt, denen in einer Stadt zuerst die kulturellen Werte wichtiger scheinen, als Essen und Trinken oder ein gutes Unterkommen, wie es mir bei



Sämtliche Arten Kassenblock,
Notas, Durchschreibebücher

Verlangen Sie Angebote von

Bavaria-Kassenblock

der Graphischen Kunstanstalt W. Schich
München, Heckenstr. 8-10 Tel. 20763

Vertreter an allen Plätzen gesucht!



Reizende, preiswerte
Strickkleider
für Sommer u. Herbst

Karlsplatz 25
Eingang Prielmayerstraße

Graphik-Dütl Ab 3. August
Dienstr. 16 III
Dr. E. Junkelmann

einem Besuch einer fremden Stadt bislang die Hauptfache dünkte. Allerdings, die Frage: „Kommen wir auch am Hofbräuhaus vorbei?“ wird nie ausgelassen. Hierzu meint mein Taridirigent: „Früher haben wir am Hofbräuhaus gehalten und die Leute hineingeführt. Aber, sie kamen dann meist lange, oft sehr lange nicht mehr heraus und wenn, dann nicht mehr sehr aufnahmefähig für Straßen, Tore, Bauten und Geschäfte. Drum machen wir es heute anders. Wir fahren wohl am Hofbräuhaus vorbei, aber ausgeladen wird nicht. Wen das Innere lockt — und das tut es bei jedem — der findet dann nachher schon allein hin und kann dann sagen, so lange er will. Damit ist den Fremden besser gedient.“

„Und fahren Sie auch in die Umgebung?“ interessiert es mich weiter.

„Natürlich. Sehr begehrt ist Grünwald, übermittle es doch den umfassendsten Eindruck von unserem schönen Märchen. Der Zeit hat, veräumt auch nicht den Starnberger See, den sich manche schon vor den Toren Münchens vorstellen.“

Weitere Fragen bleiben mir verjagt, denn Schuller erklärt mir: „Gleich kommen jetzt 800 A.d.F.-Efler an. Sie sind schon avisiert. Sie müssen mich jetzt entschuldigen. Aber wenn Sie wollen — ich bin mit ihnen heute abend im Augustinerkeller. Auch solche Münchner Sehenswürdigkeiten vergessen wir nicht. Dort können Sie mich dann treffen.“

Ist das nun ein Interview? Genau genommen nicht, aber das Geschriebene zeigt doch den Großenjag, den München für seine Fremden bereitstellt und das wollte ich festhalten. Und es zeigt vor allem, daß München und Fremdenverkehr ein Begriff ist, wie ihn selten eine Stadt für sich in Anspruch nehmen darf.

G. W. Dürckmayer

Kunstschule „Die Form“

Bildende Kunst, Zeichnen, Malerei in jeder Anwendung, auch Gebrauchsgrafik und Modellschneide. Abends, Sonntag, Landschaftskurse. Lehrkräfte, Honorar siehe Prospekt. Vorbereit. I. & Examen. 50% Fahrpreisermäßigung. Immer geöffnet. Städt. Werkh. Hein König, München 23 S. Leopoldstr. 61. Telefon 34946. Gegründet 1925.

Taschen, Koffer, Rucksäcke, prima Lederwaren, Touristen-Artikel
Münchener Werkstätten
für Sport-, Sattler-, u. Lederwaren, eing. G. m. b. H.
Augustenstr. 17 / Telefon 34887

PREISGEKÖRNT

HOCHSTLEISTUNG

FRISIER-KUNST.



DAMEN - FRISEUR

FRANZ GRÜBER

Leudingerstr. 62. Tel. 10459

Ein für das Münchner Kunstleben bedeutungsvolles Ereignis bildet die Schaffung der

„Kameradschaft Münchner Künstler“

durch Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner. Als Heim ist ihr das neu gestaltete Münchner Künstlerhaus zugeordnet worden. Künstler aus allen Schaffensgebieten, aus der Welt des Theaters, der Musik, der bildenden Kunst, der Architektur, Männer der Presse und des Schrifttums werden hier in einem Haus zusammen sein, das ob seiner Schönheit willen von sich reden macht. Ein Hauptziel der Kameradschaft ist die Heranbildung des künstlerischen Nachwuchses. Das Künstlerhaus soll allen der Kameradschaft Angehörigen ein wirkliches Heim bieten, in dem wahre Kameradschaft gepflegt wird, in der alles geistig Schaffende zu einer Einheit zusammengeschlossen ist, aus der immer wieder Fruchtbringendes entsteht. München als Stadt der deutschen Kunst hat damit wieder ein neues, bedeutungsvolles Arbeitsfeld erhalten.

Durch Bekanntgabe der Produktion 1938/39 der Bavaria-Film-Kunst G. m. b. H. rückt München zu den ersten Filmstädten auf. Nicht weniger als 35 Filme sind für das Arbeitsjahr 1938 verzeichnet und die bekanntesten Regisseure und Darsteller sind zur Filmgestaltung herangezogen. Als wertvoll erscheint, daß die behandelten Stoffe zeitnah sein werden und daß im Produktionsprogramm besonders Originalstoffe Berücksichtigung finden. So erschließt sich München auch hier ein Gebiet, das die Hauptstadt der Bewegung in den künstlerischen Zenith rückt.

Kings um das Braune Band von 1938 ergoß sich eine fülle künstlerischer Ereignisse, die dieses pferdeportliche Ereignis noch mehr hervorheben ließen. Einen besonderen Anziehungspunkt bildete die „Nacht der Amazonen“ im Nymphenburger Schlosspark. Den Höhe-

punkt bildete der Kampf des Herkules mit der Amazonenkönigin und beglückt genoßen die vielen Zuschauer den mächtigen Afford von Feuerzauber und Wasserspielen. Ein Fest der tausend freuden und einmalig in seiner Gestaltung.

In der kommenden Spielzeit hat der A. d. F. Theatering München sich die Aufgabe gestellt, noch mehr als bisher die breite Masse der Volksgenossen zu erfassen. Der Theatering wird künftig an allen Aufführungen der Münchner Theater beteiligt sein, allein im Gärtnerplatz-Theater stehen zu jeder Vorstellung 300 Plätze zur Verfügung. Es kann damit gerechnet werden, daß die Teilnahme 150 000 betragende Besucherzahl der letzten Spielzeit bei weitem übertroffen wird. So ist diese Einrichtung ein Werk, das allen Volksgenossen die Teilnahme am deutschen Theater schaffen ermöglicht und dies zu einem mehr als geringen Preis.

Eines unserer Museen konnte in der vorigen Woche ein Jubiläum feiern — das Historische Stadtmuseum. Vor 50 Jahren, am 29. Juli 1888, wurde es gegründet und es hat in all den Jahren dazu beigetragen, jedem Interessierten als Stadtkundliches und wirkliches „Heimatsmuseum“ Belehrung zu geben. In seiner ganzen Anlage ist es ein wahres Geschichtsmuseum und nicht nur ein Stapelplatz aller möglichen Altertümer. Das Verdienst, es zu diesem eigenen Rang erhoben zu haben, gebührt seinem derzeitigen Leiter Imtmann Schiefl. Eine Würdigung findet das Jubiläum in der vielbesuchten Sonderschau: „Münchner Kultur aus fünf Jahrhunderten“, die seit dem 30. Juli zugänglich ist. Das „Historische Stadtmuseum“ lieferte auch der „Jugend“ schon manch wertvolles Material und so ist es uns ein Bedürfnis, unsere Glückwünsche darzubringen und die Hoffnung auszusprechen, daß dieses heimliche und heimliche Museum noch mehr in die Herzen der Münchner hineinwächst.

Bürk m a y e r



R. Rost

„Wenn nun mal der Wind plötzlich aussetzt“
„Dann pustet unser Freund, der Filmgöze!“

UNSERE BÜCHERECKE

Hans Fitz: „Der Loisl vom Adler“. (Verlag R. Piper & Co., München).

Ein rechtes Urlaubsbuch. Wenn wir aus der Fülle der eingegangenen Neuerscheinungen den „Loisl vom Adler“ von Hans Fitz zu einer Würdigung gerade für die vorliegende Feriennummer herausgreifen, so hat das wohl seine Gründe. Ferien — und noch dazu im Gebirge — bedeuten Loslösen vom Alltag, Hingabe an die Natur, Einfühlen in die Sitten und Gebräuche der ländlichen Bevölkerung, Erkenntnis der Snassigkeiten anderer Erholungssuchender — kurz, ein ständiges Erleben neuartiger Dinge. Im „Loisl vom Adler“ ist dies alles zusammengetragen. Man kann sich darum kein schöneres Ferien-Erinnerungsbuch denken. Vor allem auch, weil in dem Tagebuch-Roman von der ersten bis zur letzten Seite der Humor vorherrscht, weil die kernige Sprache und die gewollt falsche Rechtschreibung vor Natürlichkeiten strotzen und damit das Erleben des Romanhelden, eben des „Loisl“, zur Echtheit gestempelt wird. In dem Hausknecht Loisl ist die Gilde der urwüchsigen Hausknechte eines Sommerfrischler-Hotels verkörpert und mit der Schilderung vom Leben und Treiben im „Adler“ hat Fitz bis in die verstecktesten Vorkommnisse einer Fremdenunterkunft hineingeleuchtet, hat vor allem echte Sommerfrischlertypen gezeichnet. Überall im bayerischen Hochland könnte dieser „Adler“ stehen und es gibt viele solche Lodges. Weil wir in vielen eigenen Ferienleben wiedererkennen, Menschen und Landschaften, sogar uns selbst — darum ist dieser neue Fitz Liebeswert und auch für den, dem der Inhalt Neuland bedeutet, ist es ein Sommer- und Sonnenbuch, wie man es sich wünscht.

H. W. B.

STÖWER

ARKONA 3,6 Liter, 80 PS
SEDINA 2,4 Liter, 55 PS

Die Wagen für große Reisen und für den höchsten Gebrauch

Repräsentativ-Autobahnfest Leistungsfähig

Verlangen Sie das unverbindliche Verzeichnis und Preisblatt

STÖWER-WERKE AG, G. m. b. H., GIESSEN

Filialen und Verkaufsstellen in Hamburg, Berlin, Stettin, München, Frankfurt a. M., Hannover, Stuttgart — Händler an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Zeichenpapiere

„STAHLMART“ hochtransparent u. äußerst zäh

Alles für das Konstruktionsbüro

ZEICHENBEDARF Otto Schiller

München, Briener Str. 34, Tel. 57 65 0

Bahnhof

Von Karl Panhuber

Am zweiten Bahnsteig steht der Zug. Menschen haften über die Stiege, den Gang hindurch, schleppen Koffer, Taschen, Korb. Reisen, Eile, Erregtheit sind ein Begriff in diesem Strom.

„Wann geht er eigentlich?“

„Zwanzig. Zwölf Uhr zwanzig.“

Ein Suchen und Beschlagnehmen von Plätzen; erst wenn alles gesichert und aufbewahrt ist, läßt man scheinbar gelassen und etwas träge das Fenster herab, sieht zu seinen Leuten hinaus. Man lächelt natürlich — die meisten lächeln vom Zugfenster heraus, auch wenn sie ganz anderer Stimmung sind.

Im dritten Wagen von vorne sieht er heraus — jung, blond und ungemein glücklich. Er möchte jeden einzelnen Kameraden an sich ziehen und ihm in die Ohren schreien, wie unbeschreiblich ihm zumute ist. Arbeiten! Nach jahrelangem Nichtstun und Warten arbeiten dürfen. Jetzt wohin fahren können, wo seiner Arbeit harret, Arbeit. Neue Wege tun sich auf vor ihm, neue Pläne, neue Sehnsüchte — ein neues Leben beginnt von diesem Bahnhof aus. Er drückt jedem die Hand, immer und immer wieder, obwohl es noch gar nicht zur Abfahrt ist. „Ihr werdet auch Arbeit kriegen — seid mir nicht neidig darum.“ Können Freunde neidisch sein aufeinander? Sie lachen zu ihm hinauf, Gott, sie wünschen es ihm, er war doch ein guter Freund. Freilich, sie haben alle so ein ekelhaftes Gefühl in der Brust. Es wäre doch auch wunderbar, wenn sie mit ihm fahren könnten. Denn sie spüren es alle: für ihn bedeutet die Fahrt einen neuen Lebensbeginn. Gott, wann fährt nur der Zug? Um zwanzig. ...

„Zigaretten, Zigaretten!“

„Hier, bitte!“

„Kaffee angenehm!“

„Zeitungen, Zeitschriften, die neuesten Magazine, Bücher!“

„Wasser angenehm!“

„Äpfel, Birnen, Weintrauben!“

Eigentlich — es kommt ihr jetzt erst zum Bewußtsein, was es heißt, auseinanderzugehen. Er lächelt ihr vom Fenster zu — ein hübscher, seelenguter Mensch,

ein wenig verträumt. Leider verlobt. Er hat ein Semester hier gelernt, nun fährt er nach Hause. Ja, seine Braut wartet auf ihn. „Ich wünsche Ihnen alles Glück, Herr Walter, Ihnen und Ihrer Braut.“

Er dankt ihr, er lacht und spricht von der schönen, kurzen Freundschaft, da sie miteinander gelernt haben. Es war doch nett, nicht wahr? Sie zuckt kaum merklich zusammen. Ja, es war nett. Nett sagt er nur! Weiß er denn wirklich nicht, daß sie für ihn mehr empfindet als Freundschaft? Ja, sie ist stolz auf sich selber, daß sie es ihm so verschweigen konnte. Er soll es nicht erfahren, daß sie ihn so geliebt hatte. Sie war ihm eine Studienfreundin. Nur das, nur das. Er wird nach Hause fahren, seine Braut wartet auf ihn. Er wird sie sehr bald vergessen haben. Sie lächelt, so gleichgültig sie es vermag. Sie sagt es nicht, aber sie fühlt es: es ist ein jagbar brennendes Weh in ihrer Brust,



Karl Baur

sie weiß, daß mit seiner Heimfahrt ein großes, wunderes Hoffen und Sehnen in ihr zerfällt wird, daß es etwas entzweit in ihr. Warum hat sie es ihm nie gesagt? Aus Angst, Küßchen oder aus zu großer Liebe, die es nicht verantworten konnte, ihn seiner Braut wegzunehmen? Er lächelt, ja, er lächelt. Er weiß nicht, daß sie nahe daran ist, in ein unbezähmlisches Schluchzen auszubrechen.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Reise, Herr Walter!“

Wie oft hat sie es gesagt! Ein Jittern durchfährt sie. Der Schaffner schlägt die Türen zu. Wann fährt der Zug? Um zwanzig. Gott, um zwanzig schon? Was soll sie denn noch sagen? Noch einmal gute Reise wünschen:

„Einspeigen bitte.“

Der Befehlsstab fährt empor. Wie ein schwerer Hammer schlägt er in dieses Durcheinander von freudigem und wunden Abschiednehmen hinein. Ein unbarmherziger zeitgeordneter Abbruch aller Gefühle, Leidenschaft und Gespräche. ...

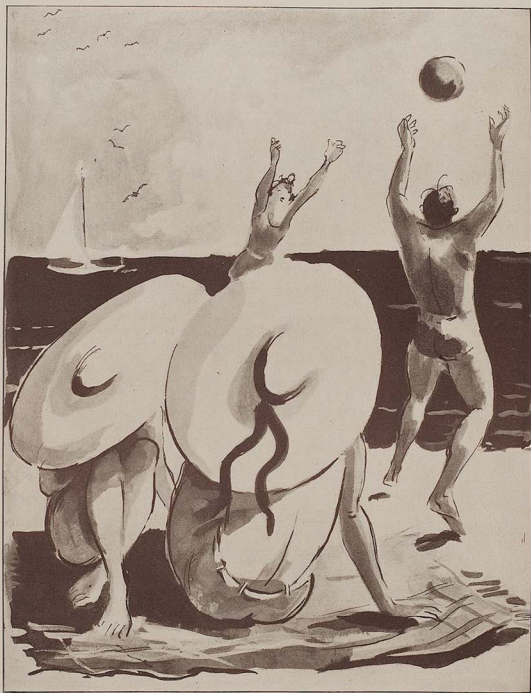
Die Stimmen erheben sich alle wie auf Kommando. Hände reichen einander. Sie geht ein Stück mit ihm, sie hält seine Hand, sie sieht ihm eigentlich sehr tapfer in die Augen. Sie wünscht ihm noch einmal eine glückliche Zukunft. Ihm und seiner Braut. Ja, sie lächelt sogar. Sie lächelt. Alle Leute lächeln am Bahnsteig. ... Es reißt sie ein Stückchen mit, ehe sie losläßt. „Auf Wiedersehen, Herr Walter! Gute Reise, ja.“ Sie schweigt plötzlich, sie sieht ganz ruhig und winkt ihm nach. Sie weint auch nicht. Aber es durchbraust ihren heißen Kopf. „Ich liebe dich, Walter, ich liebe dich!“

Die Fahrt bedeutet für ihn Glück, endliche Erfüllung, für sie das Erwachen aus einem wunderbaren Traum.

Tücher, Hüte, Äpfel — Trennung, Abschied, Befreiung. Ganz fern fährt der Zug. Die winkenden Leute stehen noch immer am Bahnsteig wie eine einzige Familie. Ein Häufchen Menschen, lachend, weinend, alle in einem Begriff vereint: Abschied.

Menschen fahren weg, steigen aus, dampfende Maschinen, Signale, Beamte. Neue Züge kommen, fahren weg und immer neuer Abschied, neue Freude, neues Weh. Ständiger Wechsel und immer ist alles irgendwie aufgewühlt, als wäre der Bahnhof der Pulsschlag alles Lebens.

Fangball-Spiel



Drixelius

„Ob er wohl weiß, daß Lotte ihm lieber ihr Herz als den Ball zuwerfen würde?“